

Florian Wilk

Identität und Sprache

Prozesse jüdischer und christlicher
Identitätsbildung im Rahmen der Antike

Mit Beiträgen von
Eberhard Bons, Martin Karrer,
Luke Neubert, Thomas Paulsen,
Markus Rheindorf, Florian Wilk und
Alexa F. Wilke



neukirchener
theologie

Florian Wilk

Identität und Sprache

Prozesse jüdischer und christlicher
Identitätsbildung im Rahmen der
Antike

Mit Beiträgen von
Eberhard Bons, Martin Karrer,
Luke Neubert, Thomas Paulsen,
Markus Rheindorf, Florian Wilk
und Alexa F. Wilke

2018

Vandenhoeck & Ruprecht

Biblisch-Theologische Studien 174

Herausgegeben von
Jörg Frey, Friedhelm Hartenstein, Bernd Janowski
und Matthias Konradt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7887-3265-3

Weitere Angaben und Online-Angebote sind erhältlich unter:
www.v-r.de

© 2018 Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, D – 37073 Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter
www.sonnhueter.com

Satz: Florian Wilk

Vorwort

Der vorliegende Band ist aus der fünften und letzten Tagung der Projektgruppe „Religionsgemeinschaft und Identität“ der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie erwachsen, die sich in den Jahren 2012–2016 regelmäßig auf der Ebernburg bei Bad Münster am Stein getroffen hat. Unter der Leitung von Martina Böhm (Hamburg), Eberhard Bons (Straßburg), Marianne Grohmann und Markus Öhler (beide Wien) sowie Florian Wilk (Göttingen) hat diese Gruppe unter verschiedenen Perspektiven „Prozesse jüdischer und christlicher Identitätsbildung im Rahmen der Antike“ interdisziplinär untersucht. Auf eine grundlegende Orientierung zum Thema „Religionsgemeinschaft und Identität“ (s. BThSt 142, hg. von M. Öhler, Neukirchen-Vluyn 2013) folgten dabei Tagungen zu den Teilthemen „Identität und Gesetz“ (s. BThSt 151, hg. von E. Bons, Neukirchen-Vluyn 2014), „Kultort und Identität“ (s. BThSt 155, hg. von M. Böhm, Göttingen 2016), „Identität und Schrift“ (s. BThSt 169, hg. von M. Grohmann, Göttingen 2017) sowie abschließend „Identität und Sprache“.

Dass nun auch die Beiträge zu dieser letzten Tagung publiziert werden können, verdankt sich vielfachem Engagement: Die Autorin und die Autoren haben Druckfassungen ihrer Vorträge erstellt und mir im Korrekturprozess konstruktiv zugearbeitet; die Kollegen Jörg Frey und Matthias Konradt haben den Band bereitwillig in die Reihe „Biblich-theologische Studien“ aufgenommen; Janine Müller hat mir die Redaktion der Beiträge und die Erstellung des Registers durch sorgfältige Vor- und Mitarbeit erleichtert, Julian Bergau mir beim Korrekturlesen

mit genauem Blick geholfen; Dr. Volker Hampel hat die Drucklegung von Anfang an mit Umsicht vorangetrieben. Ihnen allen danke ich sehr.

Möge der Band dazu beitragen, das Verständnis für die Zusammenhänge zwischen religiöser Identitätsbildung und menschlicher Sprache auch und gerade in den Bibelwissenschaften zu fördern.

Göttingen, im September 2017

Florian Wilk

Inhalt

Vorwort	5
<i>Florian Wilk (Göttingen)</i>	
Einführung	9
<i>Markus Rheindorf (Wien)</i>	
Diskursanalyse in der Linguistik: Der Diskurshistorische Ansatz	17
<i>Thomas Paulsen (Frankfurt a. M.)</i>	
Identitätswahrung durch Abgrenzung oder warum kaiserzeitliche Griechen kein Latein lernten	63
<i>Alexa F. Wilke (Kirchwalsede/Göttingen)</i>	
„Ich aber!“ – Identität und Sprache im Gebet des Psalters	89
<i>Eberhard Bons (Straßburg)</i>	
Der Einfluss des Septuaginta-Psalters auf die jüdisch-hellenistische Gebetsprache – Beispiele aus der Septuaginta und der zwischentestament- lichen Literatur	115
<i>Martin Karrer (Wuppertal)</i>	
Sprache und Identität – Beobachtungen an der Apokalypse	139
<i>Luke Neubert (München)</i>	
Sprachvielfalt in der rabbinischen Welt. Ein Beitrag zur Identitätsbildung der Rabbinen	199
Register	223

Florian Wilk

Einführung

1. Zum Thema „Identität und Sprache“

Das Vorhaben der interdisziplinären WGTh-Projektgruppe „Relionsgemeinschaft und Identität“, „Prozesse jüdischer und christlicher Identitätsbildung im Rahmen der Antike“ zu erforschen, verbindet sich gleichsam selbstverständlich mit der Aufgabe, dem Zusammenhang von Identität und Sprache nachzudenken. Dies gilt unabhängig davon, wie man dabei näherhin den strittigen Begriff „Identität“ versteht.¹

Bezieht man den Begriff, ausgehend von seiner Grundbedeutung „Selbigkeit“,² auf die diachrone Identität des Individuums in seiner „raumzeitlichen Ausdehnung“,³ so wird man diese persönliche Identität – in Fortführung der Überlegungen John Lockes⁴ – an die „Ausbildung eines diachron integrierten Bewusstseins“ knüpfen müssen, „das zeitübergreifend Erfahrung organisiert“⁵. Wie nun aber jede Erfahrung „durch den Horizont vorhergehender und nachfolgender Erfahrungen über sich hinaus“ weist,⁶

¹ Zur Orientierung vgl. zumal *M. Vogel*, Modelle, 43–52.61–68; *C. Strecker*, Identität, 113–142; *S. Alkier*, Identitätsbildung, 106–132.

² Vgl. *H.-P. Schütt*, Identität, 21.

³ *C. Schlapkohl*, Identität, 22.

⁴ Nach John Locke wird die Identität einer Person wesentlich durch ihr Bewusstsein in der rückwärtigen Ausdehnung auf vergangene Taten oder Gedanken konstituiert; vgl. *R. Brandt*, Konzept, 37, der auf den Zusammenhang dieses Bewusstseins mit der „Sorge um sich selbst“ sowie mit dem „je eigene[n] Gefühl der Lust und Unlust und der Hoffnung und der Angst“ verweist.

⁵ *H. Knoblauch*, Religion, 355.

⁶ Vgl. ebd., 356.

so wird es dem oder der Einzelnen erst im Umgang mit anderen Menschen möglich, „Abstand von der eigenen unmittelbaren Erfahrung“ zu gewinnen, um einerseits vergangene Erfahrungen zu „einem individuellen Gedächtnis“ zu bündeln, andererseits „zukünftige Erfahrungen als Handlungen“ zu entwerfen.⁷ Persönliche Identität bildet sich daher im Zuge zwischenmenschlicher Kommunikation aus – und ist demgemäß notwendig auf Sprache bezogen.

Denkt man an die „soziale Identität“ des Individuums im Sinne der Theorien Henri Tajfels und John Turners,⁸ also „die Gesamtsumme an sozialen Identifikationen, die eine Person zur Selbstdefinition benutzt“⁹, so ist diese Identität als Ergebnis der „Selbstverortung einer Person im System gegebener sozialer Kategorien“¹⁰ zu begreifen. Sie erwächst mithin aus dem sozialen Vergleich mit anderen – oder auch, in einer soziologischen Perspektive, aus der Übernahme einer bestimmten Rolle in einem sozialen Gefüge¹¹. So oder so entsteht sie nicht anders denn in der Interaktion mit anderen Menschen – und ist demnach ihrerseits sprachlich vermittelt.

Erst recht gilt dies für die „kollektive Identität“ einer Gruppe, so gewiss diese Identität „nicht [...] auf die natürliche Evidenz eines leiblichen Substrats bezogen“¹² und deshalb als soziales Konstrukt zu denken ist, auch wenn ein solches Konstrukt auf empirisch feststellbaren Gegebenheiten basiert,¹³ etwa Merkmalen, die alle einer Gruppe zugehörigen Mitglieder teilen. Solche Gemeinsamkeiten müssen ja zugeschrieben werden, und eine derartige wechselseitige Zuschreibung erfolgt als „intermedialer Prozess“¹⁴, der auf Sprache angewiesen bleibt.

⁷ Vgl. ebd., 358.

⁸ Vgl. *H. Tajfel*, *Groups*; *J.C. Turner*, *Rediscovering*.

⁹ *B. Estel*, *Identität*, 202.

¹⁰ *C. Strecker*, *Identität*, 133.

¹¹ Vgl. *J.E. Stets*, *Theory*, 93.

¹² *J. Assmann*, *Gedächtnis*, 132.

¹³ Vgl. dazu *J. Straub*, *Identität*, 298f.

¹⁴ *S. Alkier*, *Identitätsbildung*, 115.

Für eine antike Glaubens- oder Religionsgemeinschaft jüdischer oder christlicher Prägung ist das auch deshalb evident, weil solch eine Gemeinschaft ausweislich der vorhandenen Quellen nicht allein durch gemeinsame Handlungsweisen, Praktiken und Institutionen konstituiert wird, sondern in Verbindung damit auch und gerade durch gemeinsame Grundannahmen, die in mündlicher und schriftlicher Kommunikation gefasst, gepflegt, weiterentwickelt und an andere übermittelt werden.¹⁵

Wenn also die WGTh-Projektgruppe „Religionsgemeinschaft und Identität“ u.a. nach den „Mitteln und Strategien“ fragt, mit denen „verschiedene jüdische und christliche Glaubensgemeinschaften die Zugehörigkeit zu sich selber und die Abgrenzung zu anderen Glaubens- und Religionsgemeinschaften“ definierten, sowie nach den „kulturelle[n ...] Faktoren“, die „die Konstituierung, Verteidigung oder (zumindest partielle) Aufgabe eigener religiöser Identität“ beeinflussten,¹⁶ so ist die Frage nach der Eigenart, der Verwendungsweise und der Funktion einer gruppenspezifischen Sprache unabweisbar.

Damit sind nun zugleich die Gesichtspunkte genannt, unter denen das komplexe Phänomen „Sprache“ im vorliegenden Band in den Blick kommt: Es geht um Sprache als Grundbedingung religiöser Erfahrung¹⁷ sowie zumal als Medium, durch das eine religiöse Gemeinschaft sich als solche im Zuge interner und nach außen gerichteter, dabei sowohl mündlich als auch schriftlich geführter Kommunikation bildet, definiert und darstellt.

¹⁵ Zur „engen Verflechtung“ von Sprache und Religion vgl. *B. Maier*, *Sprache*, 1606.

¹⁶ Siehe dazu die Dokumentation der vier Leitfragen der Projektgruppe bei *M. Öhler*, *Religionsgemeinschaft*, 5f.

¹⁷ Vgl. *P. Ricœur*, *Poetik*, 93: Alle „,Momente‘ der religiösen Erfahrung finden [...] eine unabdingbare Vermittlung in der Sprache, und dies nicht nur, um eine derartige Erfahrung zu äußern, sondern auch, um sie auf der Ebene zu artikulieren, auf der sie entsteht und sich entfaltet. Eine Erfahrung, der keine Worte gegeben werden, bleibt eine blinde, konfuse und nicht mittelbare Erfahrung. Wir können deshalb sagen, dass [...] es keine religiöse Erfahrung ohne Sprache gibt“.

2. Zum Aufbau des Bandes

Selbstredend kann das Thema „Identität und Sprache“ mit Blick auf antike jüdische und christliche Glaubensgemeinschaften hier nur in kleinen Ausschnitten behandelt werden. Dieser exemplarische Zugriff entspricht freilich generell der Arbeitsweise der Projektgruppe und hat sich in den vorhergehenden Bänden¹⁸ bewährt.

Am Beginn stehen wie gewohnt Beiträge aus Nachbardisziplinen der Theologie, die dazu beitragen, die methodologische Orientierung und die Wahrnehmung der historischen Kontexte für die Analyse biblischer und nachbiblischer Dokumente zu schärfen. Dem Thema des Bandes entsprechend kommen diese Beiträge aus der modernen Sprachwissenschaft und der Klassischen Philologie: Zuerst bietet *Markus Rheindorf* (Universität Wien) unter dem Titel „Diskursanalyse in der Linguistik“ (S. 17–62) eine Einführung in das Forschungsprogramm des „Diskurshistorischen Ansatzes“. Dazu skizziert er die diesen Ansatz prägende „Theorie der kontextgebundenen Konstruktion von Bedeutungen mittels sprachlicher und anderer semiotischer Zeichensysteme“ (S. 56), erläutert die zugehörigen Definitionen von Gegenstand, Forschungsinteresse und Arbeitsweise und führt am Beispiel des österreichischen Gedenkdiskurses aus dem Jahr 2015 vor, mit welchen Methoden ein Diskurs bei diesem Ansatz auf Makrothemen und ihre Verknüpfung, auf Strategien und auf den Einsatz sprachlicher Mittel analysiert wird.

Sodann legt *Thomas Paulsen* (Goethe-Universität Frankfurt am Main) anhand einer eingehenden Erörterung der Frage, „warum kaiserzeitliche Griechen kein Latein lernten“, dar, wie einst im östlichen Mittelmeerraum „Identitätswahrung durch Abgrenzung“ praktiziert worden sein dürfte (S. 63–87). Seine These, dass jene Griechen sich gerade mittels ihrer eigenen Sprache bewusst der römischen Herrschaft gegenüber abschotteten, um ihre Identität als ethnisch-kulturelles Kollektiv zu bewahren, entwi-

¹⁸ Siehe oben die Auflistung im Vorwort zu diesem Band, S. 5.

ckelt Paulsen dabei aus einer breit angelegten Untersuchung, die lateinisch- und griechischsprachige Texte aus dem Zeitraum vom 3. Jh. v. Chr. bis zum 4. Jh. n. Chr. auswertet.

Die beiden Aufsätze lenken die Aufmerksamkeit auf Faktoren, die für die Wahrnehmung biblischer und nachbiblischer Schriften als Dokumente des Zusammenhangs von Identität und Sprache höchst relevant sind:

- zum einen die Einbindung dieser Schriften in einen umfassenderen Diskurs, der im Zuge seiner sprachlichen Realisierung die religiöse Situation und die soziale Stellung einer Gruppierung nicht nur abbildet, sondern seinerseits konstruiert und transformiert, die Rezipienten jener Schriften also in eine bestimmte Sprachwelt und Wirklichkeitssicht einweist;
- zum andern den Umstand, dass eine Gruppe ihre kollektive Identität insbesondere durch Sicherung (oder allererst Etablierung) einer eigenen Sprache wahrt – und sich dabei gegen die Sprache(n) abgrenzt, die andere, konkurrierende oder gar die gesellschaftliche Situation dominierende Gemeinschaften verwenden.

In den weiteren Beiträgen des Bandes kommen diese Gesichtspunkte auf je eigene Weise zur Geltung. Zwei Studien machen dabei aus verschiedenen Blickwinkeln die Eigenart alttestamentlicher Gebetsprache zum Thema:

Aus der Hebräischen Bibel zieht *Alexa F. Wilke* (Georg-August-Universität Göttingen) unter dem Titel „Ich aber!“ – Identität und Sprache im Gebet des Psalters“ (S. 89–113) Psalm 69 heran, um in einem erhellenden Vergleich dieses in den Stufen seiner Genese untersuchten Textes mit mesopotamischen Handerhebungsgebeten aufzuzeigen, wie vorformulierte Ich-Gebete gerade angesichts von Beschämung oder Ausgrenzung auf verschiedene Weise die „Konstruktion sozialer Identität“, also die Vergewisserung der „Zugehörigkeit zu einer bestimmten kultischen Gruppe“ (S. 89) ermöglichen. Dabei tritt nach Wilke die gemein-orientalische Grundierung des Psalms ebenso zutage wie sein spezifisch jüdischer Charakter als Zeugnis der Bindung des Beters an JHWH.

Der Beitrag von *Eberhard Bons* (Universität Straßburg) wiederum hat das Thema „Der Einfluss des Septuaginta-Psalters auf die jüdisch-hellenistische Gebetsprache – Beispiele aus der Septuaginta und der zwischentestamentlichen Literatur“ (S. 115–138). Ausgehend von der Beobachtung, dass die Psalmen in der Septuaginta mit Blick auf die Beziehung der Betenden zu Gott ein besonderes, dem ägyptisch-hellenistischen Kontext entstammendes Vokabular verwenden, weist Bons die Rezeption dieser Begrifflichkeit in später und auf Griechisch verfassten jüdischen Gebeten (Jdt 9; JosAs 12f.; PsSal 15f.) nach und reflektiert abschließend die Bedeutung dieses Befundes für die Frage nach „der religiösen Identität jüdischer Gemeinden griechischer Sprache“ (S. 134).

Dass Sprache auch in neutestamentlichen Texten dazu genutzt wird, die kollektive Identität der Adressaten zu formen, zeigt *Martin Karrer* (Kirchliche Hochschule Wuppertal-Bethel) in seinem Beitrag „Sprache und Identität – Beobachtungen an der Apokalypse“ (S. 139–198): Durch die Wahl eines – textkritisch allerdings nicht einfach zu sichernden – Soziolekts, mit dem der Autor nicht nur innerchristlich neue Akzente setze, sondern zumal gegenüber der nichtjüdisch-nichtchristlichen Umwelt „ein kompliziertes Spiel zwischen Öffnung und Abgrenzung“ treibe, leite er die Leser/innen seines Werkes an, sich „in der religiösen und politischen Kultur der frühen Kaiserzeit“ (S. 190) als Gemeinschaft derer zu erweisen, die den Gott Israels verehren und Jesus nachfolgen.

Unter dem Titel „Sprachvielfalt in der rabbinischen Welt“ liefert schließlich *Luke Neubert* (Ludwig-Maximilians-Universität München) einen „Beitrag zur Identitätsbildung der Rabbinen“ (S. 199–221), nämlich durch die Analyse ihrer Haltung zu verschiedenen Sprachen: Während Hebräisch wohl „noch mindestens bis Ende der tannaitischen Zeit“ (S. 204) neben Aramäisch in alltäglichem Gebrauch gewesen sei, hätten rabbinische Kreise es erst im Lauf der Jahrhunderte als Sprache der Liturgie propagiert und dort zunächst das Aramäische, dann auch das Griechische zurückgedrängt – und zwar nicht zuletzt

zur Abgrenzung von den Christen, deren fehlerhafte Aussprache von Gutturallauten die Rabbinen ebenfalls als Differenzmerkmal gewertet haben dürften.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes lassen demnach an eindrucklichen Beispielen erkennen, welche fundamentale Bedeutung die Entwicklung und der Gebrauch einer gruppenspezifischen Sprache für die Formung, die Sicherung und die – veränderten Verhältnissen jeweils entsprechende – Modifikation der Identität diverser religiöser Gemeinschaften und ihrer Mitglieder in der Antike hatten.

Literatur

- S. Alkier, Identitätsbildung im Medium der Schrift, in: M. Grohmann (Hg.), Identität und Schrift. Fortschreibungsprozesse als Mittel religiöser Identitätsbildung (BThSt 169), Göttingen 2017.
- J. Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992.
- R. Brandt, John Lockes Konzept der persönlichen Identität. Ein Resümee, in: L. Kreimendahl (Hg.), John Locke: Aspekte seiner theoretischen und praktischen Philosophie (Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte, Band 18), Hamburg 2006, 37–54.
- B. Estel, Art. „Identität“, in: HRWG 3 (2003), 193–210.
- H. Knoblauch, Religion, Identität und Transzendenz, in: F. Jaeger / B. Liebsch (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften I: Grundlagen und Schlüsselbegriffe, Stuttgart/Weimar 2004, 349–363.
- B. Maier, Art. „Sprache I. Sprach- und religionswissenschaftlich“, in: RGG⁴ 7 (2004), 1605–1608.
- M. Öhler (Hg.), Religionsgemeinschaft und Identität. Prozesse jüdischer und christlicher Identitätsbildung im Rahmen der Antike (BThSt 142), Neukirchen-Vluyn 2013.
- P. Ricœur, Poetik und Symbolik – Erfahrung, die zur Sprache kommt, in: F. Jaeger / B. Liebsch (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften I. Grundlagen und Schlüsselbegriffe, Stuttgart/Weimar 2004, 93–105.
- C. Schlapkoohl, Art. „Identität III. Dogmatisch“, in: RGG⁴ 4 (2001), 22f.
- H.-P. Schütt, Art. „Identität II. Philosophisch“, in: RGG⁴ 4 (2001), 21f.
- J.E. Stets, Identity Theory, in: P.J. Burke (Hg.), Contemporary Social Psychological Theories, Stanford (CA) 2006, 88–110.
- J. Straub, Identität, in: F. Jaeger / B. Liebsch (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaft I: Grundlagen und Schlüsselbegriffe, Stuttgart/Weimar 2004, 277–303.
- C. Strecker, Identität im frühen Christentum? Der Identitätsdiskurs und die neutestamentliche Forschung, in: M. Öhler (Hg.), Religionsgemeinschaft und Identität. Prozesse jüdischer und christlicher Identitätsbildung im Rahmen der Antike (BThSt 142), Neukirchen-Vluyn 2013, 113–167.
- H. Tajfel, Human Groups and Social Categories. Studies in Social Psychology, Cambridge 1981.
- J.C. Turner, Rediscovering the Social Group. A Self-Categorization Theory, London 1989.
- M. Vogel, Modelle jüdischer Identitätsbildung in hellenistisch-römischer Zeit, in: M. Öhler (Hg.), Religionsgemeinschaft und Identität. Prozesse jüdischer und christlicher Identitätsbildung im Rahmen der Antike (BThSt 142), Neukirchen-Vluyn 2013, 43–68.

Markus Rheindorf

Diskursanalyse in der Linguistik: Der Diskurshistorische Ansatz

1 Einleitung

Um aktuelle Formen der sprachwissenschaftlichen Diskursanalyse – durchaus im Gegensatz zu jenen in Disziplinen wie der Soziologie, Geschichte oder Kommunikationswissenschaft – zu diskutieren, ist ein kurzer Rückblick auf ihre fachgeschichtlichen Voraussetzungen hilfreich. Die Auseinandersetzung mit „Diskursen“ setzt eine Entwicklung der Sprachwissenschaft voraus, durch die sie sich vom *Satz* als vordringlicher grammatischer Analyseeinheit gelöst hat,¹ den *Text* als kommunikative Einheit begreift² und seine (schriftliche, mündliche) *Performanz* als Ereignis unter Beteiligung bestimmter sozialer Akteure in einem bestimmten *Kontext* versteht³. Als konzeptuelles Bindeglied zwischen Text und Diskurs fungiert zudem die *Textsorte* (auch Genre), die ein wiederkehrendes und auch für die Kommunizierenden wiedererkennbares Muster darstellt. Manche Eigenschaften dieser Muster sind textuell (Adressierung, Register, Form, Umfang, Gliederung usw.), andere kontextuell (Funktion, soziale Rollen, Ort und Zeit usw.). Beispiele für Textsorten in diesem Sinne sind etwa der Geschäftsbericht, das Verkaufsgespräch, die Gedenkrede, der Leserbrief, die Glosse oder die Reportage.⁴

¹ Vgl. T. Nier, Einführung, 29–31; J. Spitzmüller / I.H. Warnke, Diskurslinguistik, 19f.

² Vgl. J. Spitzmüller / I.H. Warnke, Diskurslinguistik, 21–24.

³ Vgl. ebd., 40–64.

⁴ Vgl. M. Rheindorf / R. Wodak, Wandel, 140; H. Gruber et al., Genre, 11–26; S. Bax, Discourse, passim.

Der Begriff „Diskurs“ erweitert das Interessenfeld der Linguistik zugleich um andere semiotische Systeme und um größere gesellschaftliche Zusammenhänge. Denn erstens bedienen sich Menschen neben Sprache immer auch anderer bedeutungsstiftender Mittel im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang (Gestik und Mimik, visuelle Mittel, Musik, Mode, Architektur usw.) und ergänzen, unterstützen oder konterkarieren damit linguistische Kommunikation (z.B. innerhalb eines Textes), sodass eine exklusive Analyse der sprachlichen Elemente nur eine fragmentarische Perspektive böte.⁵ Zweitens wird Diskurs in diesem Zusammenhang verstanden als Gesamtheit aller bedeutungsstiftenden Ereignisse (auch *diskursive Ereignisse* genannt) mit inhaltlichem Bezug zu einem bestimmten Thema.⁶ Diese thematische Definition von Diskursen findet ihre terminologische Entsprechung in der Benennung von Diskursen, z.B. „der Diskurs über den Holocaust“ oder „der Diskurs über den zweiten Weltkrieg“. Andere Perspektiven orientieren sich an bestimmten Eigenschaften von Diskursen und sprechen z.B. von einem „rassistischen Diskurs“ oder einem „antisemitischen Diskurs“; wieder andere beziehen sich auf einen bestimmten sozial oder medial definierten Bezugsrahmen wie z.B. „der mediale Diskurs“ oder „der politische Diskurs“ bzw., mit Angabe der Domäne, „der Diskurs in der Politik“ oder „der Diskurs in den Medien“.

2 Der Diskurshistorische Ansatz

Da auch innerhalb der Sprachwissenschaft zahlreiche unterschiedliche Entwürfe einer Diskursanalyse vorliegen und das Ziel dieses Beitrags kein – entsprechend grober – Überblick, sondern die konkrete Darstellung diskursanalytischer Forschungspraxis in der Linguistik

⁵ Vgl. G.R. Kress / T. van Leeuwen, *Discourse*, 1–11; D. Machin / A. Mayr, *Analysis*, passim; K.L. O'Halloran, *Analysis*, 120–137.

⁶ Vgl. M. Reisigl / R. Wodak, *Approach*, 24.

ist, ist für die weitere Diskussion eine Konkretisierung notwendig. Die vorhandenen Ausprägungen linguistischer Ansätze reichen von korpuslinguistischen Zugängen⁷ über die Kritische Metaphernanalyse,⁸ die Social Semiotics,⁹ eine eng an Foucault orientierte Diskursanalyse,¹⁰ den Dialektisch-Relationalen Ansatz einer politischen Diskursanalyse¹¹ und den Sozio-kognitiven Ansatz¹² bis hin zum Diskurshistorischen Ansatz. Aus mehreren Gründen erscheint der letztgenannte Ansatz, wie er an der Universität Wien und der Lancaster University geprägt wurde,¹³ für den interdisziplinären Kontext des vorliegenden Bandes zu Sprache und Identität besonders fruchtbar: einerseits aufgrund seiner Differenzierung unterschiedlicher Kontextdimensionen und der Betonung der historischen Dimension jedes noch so aktuellen Diskurses, andererseits aufgrund seiner problemorientierten Interdisziplinarität und methodischen Offenheit.

Der Diskurshistorische Ansatz sieht Aussagen stets in einem konkreten Text verortet; sie weisen also in aller Regel einen internen Ko-Text auf und damit Verknüpfungen zu anderen Äußerungen im selben Text (deren logisch-inhaltliche, z.B. argumentative oder taxonomische, Verknüpfungen sind Gegenstand der Analyse); Texte wiederum sind in aller Regel intertextuell vernetzt, zitieren, spielen an, verweisen auf andere Texte bzw. Diskurse; als kommunikatives Ereignis wird jeder Text aber auch in einem situativen Kontext produziert und rezipiert (z.B. institutionell eingebettet); schließlich steht

⁷ Vgl. *P. Baker, Using; ders. / T. McEnery* (Hg.), *Corpora; G. Mautner, Checks*.

⁸ Vgl. *V. Koller, Analysing; A. Musolff, Study; Ch. Hart, Analysis*.

⁹ Vgl. *G.R. Kress / T. van Leeuwen, Discourse; dies., Reading; D. Machin, Semiotics*.

¹⁰ Vgl. *M. Jäger / S. Jäger, Deutungskämpfe; R. Keller, Diskursanalyse; H. Knoblauch, Diskurs*.

¹¹ Vgl. *I. Fairclough / N. Fairclough, Analysis*.

¹² Vgl. *T. van Dijk, Discourse*.

¹³ Wegbereitend hierfür *R. Wodak / R. de Cillia et al., Konstruktion; die Entwicklung und den wissenschaftshistorischen Zusammenhang herausgearbeitet hat M. Reisigl, Projektbericht*.

der Text damit auch in einem breiteren sozio-kulturellen und politischen Kontext, der eine historische Dimension hat (z.B. frühere Gedenkreden zum selben Anlass, die wissenschaftliche, gesetzliche oder mediale Aufarbeitung desselben Themas).

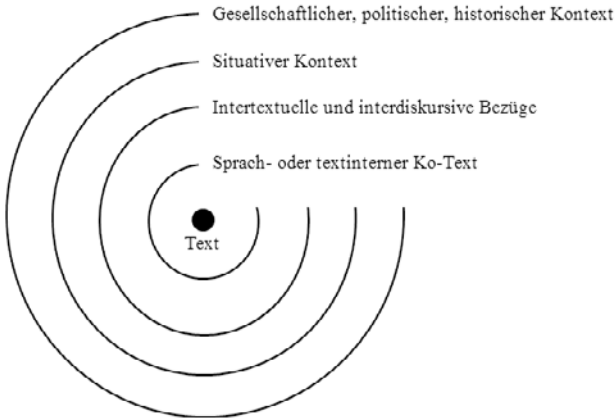


Abbildung 1: Mehrstufiges Kontextmodell¹⁴

Über diese analytische Differenzierung hinaus zeichnet sich der diskurshistorische Ansatz dadurch aus, dass er zwischen Diskurs und Kontext eine wechselseitig konstituierende Beziehung annimmt: Diskurse gelten als in einem gesellschaftlichen, sozialen wie auch materiellen Kontext verortet, der wie ein Feld von einschränkenden und ermöglichenden Bedingungen (oder Kräften) auf den Diskurs wirkt (siehe auch das Konzept der „Sagbarkeitsbedingungen“¹⁵); zugleich wird aber auch davon ausgegangen, dass der Diskurs seinerseits die gesellschaftliche Realität, auf die er sich bezieht (das Thema), konstruiert, genauer gesagt: reproduziert und dabei auch unweigerlich transformiert¹⁶. Dieser konstruktivistische Ansatz hat auch Konsequenzen für die Forschungspra-

¹⁴ M. Reisigl / R. Wodak, *Approach*, 30f.

¹⁵ H. Knocho, *Zeitgeschichte*.

¹⁶ Vgl. R. Wodak / G. Weiss, *Möglichkeiten*, besonders 67–70.

xis: Diskurse sind zwar selbst eine soziale konstruierte Wirklichkeit, sie bieten jedoch keinen direkten Zugang zu einer wie auch immer gearteten ‚wahren Wirklichkeit‘; die Analyse des Diskurses führt also nicht zu einer dahinter liegenden Realität, sie deckt lediglich die Konstruktionen sozialer Wirklichkeiten im Diskurs auf. Besonders anschauliche Beispiele dafür liefert die Entwicklung zentraler Begriffe und Terminologie, da diese komplexe Zusammenhänge verdichten – wie etwa der Terminus *Holocaust*, der im deutschen Sprachraum die Singularität nationalsozialistischer Verbrechen ausdrückt, in anderen Kulturräumen aber auch für andere Genozide oder Verfolgungen verwendet wird. Namensgebung, Begriffsbildung und Durchsetzung eines Begriffes erfordern entsprechend weitreichende Macht im Diskurs.

So beantwortet der Diskurshistorische Ansatz schließlich auch die weitläufig diskutierte Frage nach der Macht des Diskurses: Der Diskurs wird nicht wie in anderen Strömungen als Totalität gesehen – nicht alles ist Diskurs bzw. im oder über den Diskurs determiniert –, und er gilt auch nicht als Phänomen rein semiotischer bzw. symbolischer Ordnung.¹⁷ Im Diskurshistorischen Ansatz wird Diskurs nicht losgelöst gedacht von den materiellen Bedingungen, unter denen er konstituiert wird (gesprochen, geschrieben usw.), und auch nicht unabhängig von den sozialen Akteuren und ihren jeweiligen Bezugsrahmen, die ihn in Form von diskursiven Ereignissen betreiben.¹⁸ Dennoch gibt der Diskurs auf wirkungsmächtige Weise Positionen und Möglichkeiten vor (was darf gesagt werden?), schränkt andere ein (was darf nicht gesagt werden?) und macht wieder andere gänzlich unsagbar.¹⁹ Die Bedingungen eines Diskurses sind immer auch historisch geprägt, mag Veränderung auch manchmal ruck- oder

¹⁷ Vgl. *M. Rheindorf*, Reartikulation, 105; zur theoretischen Sicht auf den Diskurs als Totalität siehe *E. Laclau / Ch. Mouffe*, Hegemonie.

¹⁸ Vgl. *M. Jäger / S. Jäger*, Deutungskämpfe, 27; *R. Wodak / M. Meyer*, Analysis, 2.

¹⁹ Vgl. *S. Jäger*, Diskursanalyse, 191; grundlegend hierzu *M. Frank*, Das Sagbare.

bruchartig verlaufen. Als Gemeinplätze, durch die gesellschaftliche Realitäten diskursiv konstruiert werden, gelten in der Diskursanalyse etwa „die Kindheit“, „die romantische Liebe“ oder „Krankheit“. Selbstverständlich haben diese Konstruktionen auch ihre materiellen (technologischen, medizinischen, ökonomischen, militärischen usw.) Bedingungen, als bedeutungsvolle Konzepte entstehen sie jedoch in Diskursen. Andererseits ist Begriffen durch ihre Verwendung in einem bestimmten Kontext auch gleichsam Geschichte *ingeschrieben*; das gilt insbesondere, aber nicht nur für ideologisch belastete Begriffe wie „Endlösung“. Die Begriffsgeschichte ist damit zugleich ein häufiger Bezugspunkt und interdisziplinäres Betätigungsfeld für Diskursanalytiker,²⁰ insbesondere in der Tradition des Diskurshistorischen Ansatzes²¹.

2.1 Diskurse: Definition und ihre empirische Fassbarkeit

Aus Sicht des Diskurshistorischen Ansatzes sind Äußerungen bzw. Texte, sofern sie an einem Diskurs teilhaben – thematisch zu ihm beitragen –, diskursive Ereignisse. Diskurse bestehen in der Regel aus zahlreichen, ja zahllosen solchen Ereignissen. Um beim Beispiel „Diskurs über den Holocaust“ zu bleiben: Im Jubiläums- und Gedenkjahr 2015 speiste sich dieser Diskurs aus Texten auf unterschiedlichen Ebenen: Staatsakte einschließlich Reden führender Politiker, Überlebender und Zeitzeugen, Nachrichten, Berichte und Dokumentationen in unterschiedlichen Medien, wissenschaftliche Publikationen, Plakate, Museumsausstellungen, Podiumsdiskussionen, Postings und Unterhaltungen in den Social Media, private Gespräche usw. Wie diese Beispiele verdeutlichen, sind Diskurse in der Regel teils öffentlich (das offizielle Österreich, seine politischen Repräsentanten,

²⁰ Vgl. T. Nier, Einführung, 27.

²¹ Vgl. M. Krzyzanowski, Discourses.

Medien, Museen), teils halb-öffentlich (Facebook, Diskussionsforen) und schließlich auch privat.²²

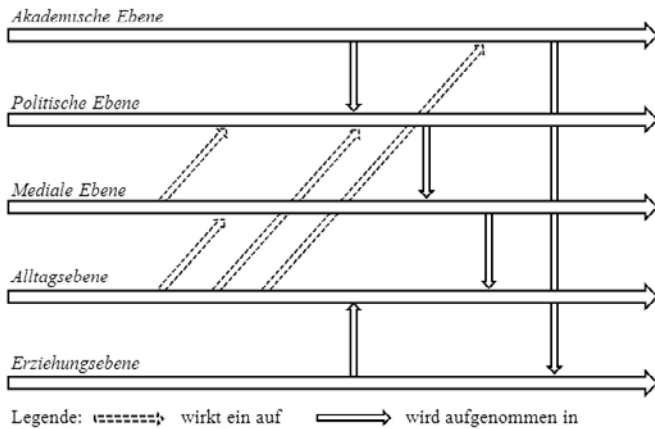


Abbildung 2: Diskursebenen²³

Aus forschungspraktischer Sicht der Analyse wirft dieser Befund Fragen der Zugänglichkeit sowie methodische Herausforderungen auf; häufig fokussieren Diskursanalysen den öffentlichen Diskurs,²⁴ andere bemühen sich um den halb-öffentlichen oder quasi-privaten (etwa über Fokusgruppen und Interviews)²⁵. Die quantitativen und qualitativen Aspekte diskursanalytischer Methodik behandeln spätere Abschnitte des vorliegenden Beitrags.

Von einem konkreten Text lässt sich also sagen: Er realisiert einen thematischen Diskurs bzw. mehrere Diskurse, im Falle von Überschneidungen. Inhaltlich wird er dabei jedoch niemals alle Eigenschaften oder Positionen eines Diskurses realisieren können, sondern nur manche oder sogar nur eine.²⁶ Ein Diskurs als die Gesamtheit der bedeutungsstiftenden Aktivitäten zu einem Thema ist poly-

²² Vgl. R. Wodak / R. de Cillia et al., *Construction*, 70–185.

²³ S. Jäger, *Diskursanalyse*, 84.

²⁴ Siehe beispielhaft M. Reisigl, *Rhetorik*.

²⁵ Siehe beispielhaft R. Wodak / R. de Cillia et al., *Identity*, 106–185.

²⁶ Vgl. S. Jäger, *Diskursanalyse*, 78.

phon, er beinhaltet daher in der Regel konträre Positionen, Widersprüche und Konflikte.²⁷ Gerade diese Eigenschaft macht den Diskurs für die Analyse interessant, denn er bildet gesellschaftliche Konflikte über Bedeutungen und den Sinn, den wir z.B. historischen Ereignissen geben, nicht nur ab, sondern ist vielmehr ein wesentliches Feld bzw. eine Arena für diese Konflikte. Die Schlussfolgerung, dass gesellschaftliche Konflikte in der Regel diskursiv ausgetragen und entschieden werden, ist für die Forschungspraxis und die Anwendungsperspektiven der Diskursanalyse richtungsweisend.

Während Texte also Fragmente von Diskursen abbilden (also die Realisierung von „Diskursfragmenten“ enthalten), sind Diskurse nicht auf eine Summe von Texten reduzierbar. Bereits bei Foucault war diese Sichtweise auf Diskurse als soziale Praktiken mit der zentralen Aufgabe der Diskursanalyse verknüpft:

„Es [ist] eine Aufgabe, die darin besteht, nicht – nicht mehr – die Diskurse als Gesamtheit von Zeichen [...], sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses mehr muß man ans Licht bringen und beschreiben“²⁸.

In einer aktuellen Definition der Diskursanalyse führen Reisigl und Wodak dieses Kernelement fort und verstehen Diskurs programmatisch als eine Gruppe kontextabhängiger semiotischer Praxen, die in jeweils spezifischen Feldern gesellschaftlichen Handelns situiert sind.²⁹

2.2 Analyse und Kritik im Diskurshistorischen Ansatz

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, auf welcher Grundlage der Diskurshistorische Ansatz als sprach- und

²⁷ Vgl. J. Angermüller, *Positions*.

²⁸ M. Foucault, *Archäologie*, 74.

²⁹ Vgl. M. Reisigl / R. Wodak, *Approach*, 24–29.

gesellschaftskritisches Forschungsprogramm verstanden wird. Die Analyse von Diskursen ermöglicht immer auch die Analyse von Machtpositionen und Machtverschiebungen, der Veränderung oder Fixierung gesellschaftlicher Möglichkeiten durch die Fortschreibung oder Transformation von Bedeutungen. Es ist evident, dass nicht alle sozialen Akteure dieselbe (Macht-)Position im Diskurs innehaben und damit auch unterschiedlich Zugang zu einem konkreten Diskurs und seinen Produktionsmitteln haben, woraus sich unterschiedliche Möglichkeiten der Teilhabe ergeben. Dies geht etwa mit bestimmten Ämtern, Bildung, Prestige oder anderem sozialen oder symbolischen Kapital einher, sodass Diskurse allein über diese unterschiedliche Verteilung bereits asymmetrische Machtverhältnisse (re)produzieren. Darüber hinaus ist das Verletzen diskursiver Positionen und ihrer Sagbarkeitsbedingungen mit sozialen Sanktionen bedroht, im Extremfall auch strafrechtlicher Art (etwa einer Anklage nach dem Verbotsgesetz). Während Macht in diesem Sinne ein unvermeidlicher und nicht negativ zu bewertender Umstand diskursiver Wirklichkeit ist, kann ungleiche Verteilung Gegenstand von Kritik in Folge einer Analyse sein. Da Machtverhältnisse häufig nicht nur asymmetrisch, sondern auch verdeckt oder verschleiert sind, wollen Arbeiten im Rahmen des diskurshistorischen Ansatzes zu deren Aufdeckung beitragen.³⁰

Der Begriff ‚Kritik‘ impliziert im Diskurshistorischen Ansatz mehrere Aspekte. Zum einen werden empirisch erhobene Daten in ihrem gesellschaftlichen Kontext analysiert, sodass die Interkonnektivität *inter alia* sozialer, ökonomischer und politischer Positionen sichtbar gemacht werden kann, insofern diese als kontextuelle Bedingungen diskursive Positionen ermöglichen und einschränken.³¹ Zum anderen unterscheidet der Diskurshistorische Ansatz drei Dimensionen von Kritik:

³⁰ Vgl. ebd.

³¹ Vgl. N. Fairclough, Analysis.